

Bin ich schon drin?

staunte Boris Becker 1999 in einem Werbespot. In der Tat war es damals gar nicht so einfach: reinzukommen in diese neue Welt. Vorausgesetzt, das Modem spielte überhaupt mit, gelang es oft erst nach langem Rauschen und Knarzen in der Leitung.

Waren wir dann endlich „drin“, empfanden wir den Aufenthalt im World Wide Web jedoch als wundervolle Erweiterung unserer Wirklichkeit, als eine neue, spezielle Form des Seins.

AN DER DIGITALEN SCHWELLE

Sven
Fisseneuert

Die mit digitalen Schnittstellen aus-
gestatteten Alltagsgegenstände bringen
ein Kommunikationssystem hervor,
das vom Einzelnen nicht mehr nach-
vollziehbare Realitäten entwickelt.

In den folgenden Jahren

wurde der Eintritt in den virtuellen Raum immer einfacher, fügte sich bald nahtlos in unseren Alltag und bot uns nie gekannte Möglichkeiten – frei von Grenzen und Zwängen, die uns in der physischen Realität an den Boden der Tatsachen zu heften vermochten. Die Euphorie brachte scheinbar im Sekundentakt Dotcom-Startups hervor und trieb die Fantasien der Anleger in schwindelnde Höhen. Das Platzen der Dotcom-Blase hinterließ so manchen ärmer als zuvor, doch unseren Glauben an die Zukunft des Internets vermochte sie nicht zu erschüttern. Zu groß, zu vielfältig war der individuell empfundene Nutzen, zu verlockend, zu mächtig die Businesspläne und Geschäftsmodelle der digitalen Sphäre.

Die Online-Welt heute

Inzwischen hat die digitale Durchdringung ein Ausmaß angenommen, das uns vermehrt fragen lässt, wie wir unsere Privatheit schützen und der allumfassenden Online-Welt wieder entkommen können. Dabei versuchen wir, im Offline-Raum die Freiheit wiederzufinden, die wir vor nicht allzu langer Zeit im virtuellen Raum verorteten. „Digital Detox“ versprechen Kloster, Hotels, ja ganze Regionen; kaum eine nennenswerte Zeitung, die dem Thema nicht längst mehrere Berichte gewidmet hat. Mit dem Internet der Dinge wird die Entscheidung,



SVEN FISSENEWERT

kann sich gut daran erinnern, wie mühselig es anfangs war, ins Internet zu kommen. Seinerzeit hat er sich vor lauter Anspannung sogar einen Nerv am Arm eingeklemmt. Heute bedauert er, dass Begegnungen mit manchen Freunden an Tiefe verlieren, weil das Smartphone stets dabei ist. Für eine gewisse Aufmerksamkeitstiefe – sei es im Kontakt mit anderen oder in der Auseinandersetzung mit einem Thema – brauche es einfach Zeit und Konzentration. Beides werde durch die Geräte eher unwahrscheinlicher. Dementsprechend bleibt er offen für digitale Neuerungen, wägt aber sorgfältig zwischen Nutzenerleben und zeitlichem Aufwand ab.

Die mit digitalen Schnittstellen aus-
gestatteten Alltagsgegenstände bringen
ein Kommunikationssystem hervor,
das vom Einzelnen nicht mehr nach-
vollziehbare Realitäten entwickelt.

ob wir on- oder offline sein wollen, allerdings gar nicht mehr allein von uns getroffen. Bis 2020 werden schätzungsweise 50 Milliarden Geräte miteinander verbunden sein und damit einen nicht mehr aus unserer Realität wegzudenkenden Online-Hintergrund bilden. Die Entwicklungen im Bereich der künstlichen Intelligenz, der Robotik und Augmented Reality sind in diesen Zahlen noch gar nicht enthalten.

Die mit digitalen Schnittstellen ausgestatteten Alltagsgegenstände bringen in Kombination mit Algorithmen und enormen Speicherkapazitäten ein Kommunikationssystem hervor, das zwar von Menschen initiiert und programmiert wurde, jedoch eigenständige, vom Einzelnen nicht mehr nachvollziehbare Realitäten entwickelt. Unser anthropozentrisches Weltbild, das uns Menschen in den Mittelpunkt stellt, wird damit erschüttert. Verstärkt wird unsere Verunsicherung von den zahlreichen Überwachungsenthüllungen, die uns jedoch – zumindest mehrheitlich – nicht davon abhalten, uns der Datenabfrage all jener zu unterwerfen, deren Dienste wir nutzen wollen.

Die hier ausschnitthaft beschriebenen Aspekte führen bei vielen Menschen zu einem wachsenden Unbehagen. Wir haben das Gefühl, die Übersicht zu verlieren, uns immer weniger konzentrieren zu können und zugleich einer enormen Beschleunigung unterworfen zu sein.

Die Phase des Zuviel

1965 formulierte Gordon Moore, Mitgründer von Intel, das sogenannte Moorsche Gesetz. Dieses besagt, dass sich die Leistungsfähigkeit von Computerprozessoren alle 18 Monate verdoppelt. Diese Aussage beschreibt sehr zutreffend die Entwicklung der letzten 50 Jahre. Inzwischen scheint sie an physikalische Grenzen zu stoßen, was jedoch dadurch ausgeglichen wird, dass die enormen Rechnerleistungen in Verbindung mit der zunehmenden Vernetzung immer mehr Kombinationen und damit Optionen aller Art ermöglichen. Zeitgleich kommen aktuell viele Technologien aus ihrer Entwicklungsphase in die breite Anwendung.

Das alles nehmen wir als ein Zuviel an Kommunikations- und Wahlmöglichkeiten wahr, als einen Überschuss an Sinn. Soziologen zufolge ist dies kennzeichnend für unseren Übergang von der Gegenwart in die Computergesellschaft. Dieser sei vergleichbar mit dem Übergang, der einst durch die Einführung der Schrift und dann wieder durch die Verbreitung des Buchdrucks ausgelöst wurde. Die Erfahrung aus jenen Epochen zeige, dass besagter Sinnüberschuss erst durch die folgende Gesellschaftsform absorbiert werden und damit erneut zu Zuständen der Übersichtlichkeit und (Entscheidungs-) Sicherheit führen könne.

Vom Homo sapiens zum Homo digitalis

Derartige Übergänge verlaufen keineswegs einfach und friktionsfrei, was wir ja alle – wie eingangs beschrieben – erleben. Als Homo sapiens stehen wir der Digitalisierung als ein Wesen gegenüber, das über Jahrtausende in stabilen Umgebungen (mal abgesehen von örtlichen Naturkatastrophen, Epidemien, Kriegen und dergleichen) gelebt hat. Dabei galt das in Kindheit und Jugend Erlernte als Grundlage für ein gelingendes Erwachsenenleben.

Das meiste dessen, was wir heute lernen, wird in 40 oder 50 Jahren jedoch komplett überholt sein. Das heißt, jeder Einzelne muss sich ebenso wie die gesamte Gesellschaft in diesem Zeitraum mehrmals neu selbst erfinden. Gelernt haben wir etwas anderes: mit akribischer Motivation und beharrlichem Umsetzungsvermögen schrittweise unseren Status quo zu verbessern und die Gegenwart in die Zukunft fortzuschreiben. Doch heute müssen wir vielmehr auf unbekanntem Terrain navigieren, auf den technischen und ökonomischen Wandel reagieren, mit der Disruption umgehen. Das alles fällt uns schwer.

Was wir hingegen können: mit ganzen Sinnen im Hier und Jetzt sein. Bereits für unsere Vorfahren, die Jäger, Sammler und Bauern, war dieses Können elementar. Denn wer nicht fähig war, winzige Unterschiede wahrzunehmen, Veränderungen in der Umgebung (Säbelzahniger oder Fuchs), Nuancen im Geruch eines Pilzes (genießbar oder tödlich), wer nicht die Beschaffenheit eines Naturraumes in seiner Gänze erfassen konnte (Aussaat und Ernte möglich oder riskant), dessen eigenes Überleben und das seines Stammes waren bedroht.

Doch was tun wir stattdessen? Wir schalten durchschnittlich 88 Mal am Tag den Bildschirm unseres Smartphones an (bei 16 wachen Stunden ist das alle elf Minuten) und unterbrechen so unsere Tätigkeit (oder unsere Aufmerksamkeit) – wohl wissend, dass es fast ebenso lange dauert, wieder die gleiche Konzentration zu erlangen wie vor der Unterbrechung.

Digital Junkies

Tausende täglich neu auf den Markt kommende Apps buhlen um unsere Aufmerksamkeit und folgt man Simon Sineks Blick auf die Digital Natives, zeigt sich ein verheerendes Bild. Wir Älteren neigen dazu, anzunehmen, dass diese Generation, die so selbstverständlich mit Online-Medien aufgewachsen ist, auf wunderbare Weise auch die nötige Medienkompetenz ausgebildet habe.

Zu beobachten ist jedoch vielmehr, dass die Vertreter dieser Generation die Medien suchtähnlich nutzen, in der Online-Welt soziale Kontakte, Anerkennung und Befriedigung ihrer Zugehörigkeitsbedürfnisse suchen. Daran gewöhnt, dass jeder Klick eine sofortige Reaktion auslöst, fehlt ihnen mehr und mehr die Geduld und Frustrationstoleranz, die sie für den Aufbau von Beziehungen benötigen.

Mit ganzen Sinnen im Hier und Jetzt sein.

Längst mehrten sich daher die Stimmen der Digitalen Revision. Freilich sind sie in der Kakophonie aus Medien, Beratern und Digital-Lobbyisten noch recht leise, doch sie werden immer lauter: Unternehmen entkoppeln ihre Mitarbeiter von der digitalen Dauerpräsenz, Digital Detox und Unplug! sind regelrechte Bewegungen geworden.

Doch es kann (wie eingangs dargestellt) keine Lösung sein, in den Offline-Modus zurückzukehren. Vielmehr brauchen wir andere Fragen: Wie schaffen wir es, vernetzt zu bleiben, ohne uns von der Online-Kultur auf unserem analogen, unserem psychischen Selbst rumtrampeln zu lassen? Wie schaffen wir es, die Technik mit einer Vision des gelingenden individuellen Lebens und sozialen Miteinanders zu verbinden und sie für diese Belange zu instrumentalisieren – anstatt uns zu Online-Sklaven und Erfüllungsgehilfen zu machen?

Vom Homo sapiens zum Homo digitalis

Derartige Übergänge verlaufen keineswegs einfach und friktionsfrei, was wir ja alle – wie eingangs beschrieben – erleben. Als Homo sapiens stehen wir der Digitalisierung als ein Wesen gegenüber, das über Jahrtausende in stabilen Umgebungen (mal abgesehen von örtlichen Naturkatastrophen, Epidemien, Kriegen und dergleichen) gelebt hat. Dabei galt das in Kindheit und Jugend Erlernte als Grundlage für ein gelingendes Erwachsenenleben.

Das meiste dessen, was wir heute lernen, wird in 40 oder 50 Jahren jedoch komplett überholt sein. Das heißt, jeder Einzelne muss sich ebenso wie die gesamte Gesellschaft in diesem Zeitraum mehrmals neu selbst erfinden. Gelernt haben wir etwas anderes: mit akribischer Motivation und beharrlichem Umsetzungsvermögen schrittweise unseren Status quo zu verbessern und die Gegenwart in die Zukunft fortzuschreiben. Doch heute müssen wir vielmehr auf unbekanntem Terrain navigieren, auf den technischen und ökonomischen Wandel reagieren, mit der Disruption umgehen. Das alles fällt uns schwer.

Zweifelsohne liest sich das wie das Gerede der alten Generation über den Zustand der (über-)nächsten. Und zweifelsohne kann jeder Versuch einer Zuschreibung zu einer Kohorte nur eine Generalisierung sein. Und dennoch beschreibt sie zumindest einen Teil der Wirklichkeit.

Und wir Digital Immigrants? Verhalten wir uns deutlich anders?

Führungskräfte hört man wie selbstverständlich sagen: „Ich habe eine 60-Stunden-Woche und frage mich, wann ich mal wieder zum Arbeiten komme.“ Und zuweilen ertappt man sich selbst dabei, sich über solche Aussagen nicht mal mehr zu wundern.

Wenn wir uns aber nur selbst ehrlich und aufmerksam beobachten würden, dann würden wir vermutlich ähnlich empfinden wie Alexa Clay: „Digitale Technik scheint uns in Zombies zu verwandeln. Wenn ich sie längere Zeit benutze, mag ich nicht, was sie mit mir macht. Mein MIND wird unkonzentriert, zerfahren, unglücklich. Ich empfinde regelrecht Ekel und Überdross. Das Digitale verändert unsere Aufmerksamkeitsmuster. Den Dopamin-Schub, den man beim Einloggen in Facebook erhält, führt zu ernsthaften Impuls-Kontroll-Problemen. Unsere Fähigkeit, einen Zusammenhang durch Lesen zu verstehen, ist in einem Zeitalter bedroht, in dem ‚Scannen‘ und ‚Skimmen‘ zur vorherrschenden Rezeption werden.“

Was wir
hingegen
können:

Mit
ganzen
Sinnen
im Hier
und Jetzt
sein.

Zurück
zu
alten
Zeiten?

Längst mehrten sich daher die Stimmen der Digitalen Revision. Freilich sind sie in der Kakophonie aus Medien, Beratern und Digital-Lobbyisten noch recht leise, doch sie werden immer lauter: Unternehmen entkoppeln ihre Mitarbeiter von der digitalen Dauerpräsenz, Digital Detox und Unplug! sind regelrechte Bewegungen geworden.

Doch es kann (wie eingangs dargestellt) keine Lösung sein, in den Offline-Modus zurückzukehren. Vielmehr brauchen wir andere Fragen: Wie schaffen wir es, vernetzt zu bleiben, ohne uns von der Online-Kultur auf unserem analogen, unserem psychischen Selbst rumtrampeln zu lassen? Wie schaffen wir es, die Technik mit einer Vision des gelingenden individuellen Lebens und sozialen Miteinanders zu verbinden und sie für diese Belange zu instrumentalisieren – anstatt uns zu Online-Sklaven und Erfüllungsgehilfen zu machen?

Vom Homo sapiens zum Homo digitalis

Zweifelsohne liest sich das wie das Gerede der alten Generation über den Zustand der (über-)nächsten. Und zweifelsohne kann jeder Versuch einer Zuschreibung zu einer Kohorte nur eine Generalisierung sein. Und dennoch beschreibt sie zumindest einen Teil der Wirklichkeit.

Und wir Digital Immigrants? Verhalten wir uns deutlich anders?

Alexa Clay ist bei den Amish aufgewachsen, einer christlichen Gemeinschaft in Amerika, die seit 1630 mit Kutschen und Holztechnologie ein bäuerliches Dasein pflegt. Mit 18 Jahren zog es Alexa von Pennsylvania aus ins Silicon Valley. Dort eingetroffen, ohne jemals ein iPhone benutzt, einen Tweet gesendet oder einen Facebookpost gelikt zu haben, begann sie, ziemlich basale Fragen über die Wirkungen digitaler Technologie auf Individuen, Unternehmen und Gesellschaften zu stellen.

Heute ist sie unter ihrem Alter Ego „The Amish Futurist“ auf Internet- und Tech-Konferenzen vertreten und plädiert für eine fundamentale, technologische Schüchternheit und damit für mehr Sorgfalt im Umgang mit uns selbst und anderen, für ein besseres menschliches Maß.

Ganz so wie sie es aus ihrer Kultur kennt: Die Amish sind keine kategorischen Technikverweigerer, auch kein anachronistisches Überbleibsel einer vorindustriellen Welt. Sie kennen die moderne Welt durchaus, haben aber eine gründliche Kultur der technologischen Selektion für sich entwickelt, indem sie jede Technologie daraufhin überprüfen, ob sie der Gemeinschaft dauerhaft nützt. Dem folgend nutzen die Amish beispielsweise Bus, Schiff und Zug, wenn sie gemeinsam unterwegs sind; beharren aber darauf, dass Individualverkehr, Smartphones und Fernsehen etwas Sündiges in sich tragen.

Was wir
hingegen
können:

Mit
ganzen
Sinnen
im Hier
und Jetzt
sein.

Das passende Maß finden

Nun muss man das vielleicht nicht so streng betrachten wie die Amish. Aber folgt man ihrem Grundgedanken, wird klar, dass wir ganz sicher keinen smarten Kühlschrank benötigen, der uns sagt, dass es unserem Salat nicht gut geht. Der liefert diese Information nämlich auch so. Ein kurzer, ganz analoger, nicht über ein Gadget vermittelter Blick reicht völlig aus.

Wie viel der aktuellen und noch kommenden Technik ist für die Maschinen designed und nicht für den Menschen. Die dann sagen, sie seien nicht gut im Umgang mit der Technik. Nein, die Technik ist nicht gut im Umgang mit uns!

Die zentrale Frage lautet also: Wie können wir wieder mehr uns gemäße Technik in die Welt bringen? Eine Technik, die nicht dauernd unsere ganze Aufmerksamkeit fordert, sondern nur einen Teil und nur dann, wenn notwendig? Eine Art „Calm Technology“, bei der Nutzen und mentaler Aufwand (wieder) in einem angemessenen Verhältnis stehen? Mit anderen Worten: eine Technologie, die uns einen deutlich besseren Return on mental Invest bietet.



Einmal im Quartal berichten wir hier über Themen aus Unternehmen, Wirtschaft und Gesellschaft, die wir in unserer Beratungsarbeit als relevant erleben. Dies sind Themen, die dazu geeignet sind, Zusammenhänge begreifbar zu machen; die sich zugleich jedoch dem einfachen Zugriff entziehen und daher unserer Erfahrung nach einer tieferen Auseinandersetzung bedürfen. Nicht zuletzt sagt die Art und Weise, wie wir die Themen aufbereiten, viel über unser Selbstverständnis als neugierige, absichtsarme, auf Wirksamkeit bedachte Berater aus.

Weiterführende Informationen
finden Sie auf unserer Website

www.process-one.de

Lesen Sie auch unsere aktuellen
Zusammenfassungen zu den
Themen Leadership und Management unter

www.leadership-development.de

Process One Consulting GmbH
Marienstraße 22
36039 Fulda

Telefon 0661 29 18 211
info@process-one.de
www.process-one.de